Helmut Schwarz

Leipzig, Hannover, Köln, Frankfurt. Messegeschichte der Spielwarenbranche vor 1950

Vor dem Ende des Zweiten Weltkriegs gab es in Deutschland nur einen einzigen Messeplatz, an dem gewerblich gefertigtes Spielzeug in all seinen Erscheinungsformen angeboten wurde: Leipzig. Im Rahmen der Leipziger Universalmesse trafen sich auf den Frühjahrs- und Herbstmessen traditionell alle bedeutenden Spielwarenhersteller Deutschlands mit allen wichtigen Einkäufern aus dem In- und Ausland. Nach 1945 änderte sich dies grundlegend: Die Aufteilung Deutschlands in vier Besatzungszonen, die beginnende Konfrontation zwischen den drei Westmächten und der Sowjetunion und die Gründung zweier deutscher Staaten hatten entscheidende Auswirkungen auf die deutsche Messelandschaft und damit auch auf die Spielwarenbranche. Während Leipzig im Zuge der deutschen Teilung seine einstige Ausnahmestellung verlor, wetteiferten in den Westzonen im Wesentlichen drei Messestandorte um das Leipziger Erbe: Hannover, Köln und Frankfurt. Solange nicht absehbar war, wie sich die Politik der Besatzungsmächte entwickeln würde und wie rasch die wirtschaftliche Erholung nach der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs voranschreiten würde, herrschte bei Spielwarenherstellern und -händlern große Unsicherheit darüber, welche Messe am ehesten ihren Interessen entspräche. Lange Zeit hielt man auch im Westen an dem Gedanken fest, dass Leipzig – ungeachtet aller ideologischen Gegensätze – die beste Option wäre. Die Festigung der beiden Machtblöcke und die Grenzziehung zwischen den beiden deutschen Staaten 1949 machten jedoch alle diesbezüglichen Hoffnungen zunichte. Aber auch die westdeutschen Alternativen befriedigten Aussteller wie Händler nur zum Teil. Die großen Vielbranchenmessen von Hannover, Köln und Frankfurt mit ihrem Massenpublikum boten aus vielerlei Gründen keine optimalen Voraussetzungen für den Handel mit Spielwaren. Vor diesem Hintergrund war es ein ebenso mutiger wie logischer Schritt, dass sich die Branche aus eigener Initiative in Nürnberg eine Fachmesse schuf, die ausschließlich auf ihre Bedürfnisse zugeschnitten war. Die folgenden Kapitel stellen die teilweise jahrhundertealte Geschichte der Messen in den vier genannten Städten vor. In diesem historischen Kontext liegt besonderes Augenmerk auf der Handelsgeschichte der Spielwarenbranche und der Messeentwicklung in Deutschland zwischen Kriegsende und der ersten deutschen Spielwarenfachmesse 1950 in Nürnberg.

LEIPZIG- MUTTER ALLER MESSEN

Mittelalterliche Messen waren privilegierte Märkte. Der älteste Messeplatz Deutschlands war Frankfurt am Main. Die Freie Reichsstadt erhielt bereits 1240 ein kaiserliches Privileg zur Abhaltung einer Herbstmesse. Im Jahre 1320 kam ein zweites Privileg für eine Frühjahrsmesse hinzu, die in der Fastenzeit vor Ostern stattfand. Mit der Zunahme des Ost-West-Handels und dem Aufstieg der mitteldeutschen und böhmischen Bergbauregionen gewannen die Messen mitteldeutscher Städte wie Erfurt, Naumburg, Magdeburg, Halle und Braunschweig an Bedeutung.

Zur weitaus wichtigsten Messestadt entwickelte sich jedoch ab dem Ende des 15. Jahrhunderts Leipzig.[1] Die Stadt lag verkehrsgünstig am Kreuzungspunkt bedeutender Handelsrouten und erhielt durch königliche und kaiserliche Privilegien eine herausragende Stellung im Kranz der deutschen Messestädte. Die drei Jahrmärkte der Stadt an der Pleiße (Oster-, Michaelis- und Neujahrsmesse) verdrängten nach dem Ende des 30-jährigen Kriegs Frankfurt von seiner bisherigen Spitzenstellung. Vor allem der umfangreiche Handel mit Rauchwaren aus Ost- und Südosteuropa und der bedeutende Buchhandel festigten den Stellenwert Leipzigs als dem einzigen deutschen Messeplatz von internationaler Strahlkraft. Spielwaren zählten seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu der Vielzahl von Handelsgütern, die regelmäßig auf den Leipziger Messen zu finden waren. Das Leipziger Mess-Schema von 1797 wies zwar noch keine expliziten „Spielwarenhändler“ aus, jedoch boten in diesem Jahr immerhin 45 Kaufleute Spielsachen unter Sammelbegriffen wie „Nürnberger Waaren“, „Sonneberger Waaren“ und „Holzwaaren“ an. Diese stammten aus der Produktion der jeweiligen Regionen, hatten aber auch ihren Ursprung in den alpenländischen Herstellungsgebieten Berchtesgaden, Oberammergau und dem Grödnertal oder kamen aus dem Erzgebirge. Zur Messe gebracht wurden sie nicht von den Produzenten, sondern von Nürnberger Händlern und den Verlegern aus Sonneberg und dem Erzgebirge. Angeboten wurden vor allem gedrechselte oder geschnitzte Holzspielwaren wie Hampelmänner, Aufstellfiguren, Tiere oder Holzdocken. Auch gekleidete und ungekleidete Puppen verschiedener Machart sowie Spiele und optisch-physikalische Spielereien waren im Angebot. Die Spielwaren wurden mit Fuhrwerken nach Leipzig transportiert und an Verkaufsbuden, die über die Innenstadt verteilt waren, feilgeboten..

VON DER WAREN- ZUR MUSTERMESSE

Die wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Auswirkungen der Industrialisierung führten im Verlauf des 19. Jahrhunderts zu großen Veränderungen im Messewesen. Der schrittweise Wegfall der Zollschranken, die rasche Entwicklung des Eisenbahnverkehrs und die Zunahme der fabrikmäßigen Produktion verbilligten und erleichterten den Warenhandel erheblich. Die jahrhundertealte Warenmesse, bei der Händler zu festgelegten Zeiten ihre Waren vor Ort an die Endverbraucher verkauften, verlor zusehends an Attraktivität. Viele Händler gingen dazu über, auf Messen nicht mehr ihren gesamten Warenbestand anzubieten. Dies wäre oft viel zu aufwendig gewesen und hätte den zur Verfügung stehenden Platz gesprengt. Stattdessen legten sie den Kaufinteressenten Ansichtsmuster vor und nahmen auf dieser Basis Bestellungen entgegen, die sie dann nach ihrer Rückkehr von ihrem Heimatort aus bearbeiteten. Zugleich reisten in verstärktem Maße Handelsvertreter mit Musterkarten und Musterkoffern im Gepäck durch die Lande und suchten neue Kundschaft abseits der Messen.

[1] Zur Geschichte der Leipziger Messen vgl. allgemein: Leipziger Messeamt (Hrsg.): 800 Jahre Leipziger Messe. Festschrift des Leipziger Messeamtes zur Jubiläumsmesse 1965. 1165 – 1965. Leipzig 1965; Volker Rodekamp (Hrsg.): Leipzig. Stadt der Wa(h)ren Wunder. 500 Jahre Reichsmesseprivileg. Leipzig 1997; Hartmut Zwahr/ Thomas Topfstedt/ Günter Bentele (Hrsg.): Leipzigs Messen 1497-1914. Gestaltwandel – Umbrüche – Neubeginn. Teilband 1: 1497-1914. Teilband 2: 1914-1997. Köln/ Weimar/ Wien 1999; Leipziger Messe GmbH
(Hrsg.): Märkte-Muster-Menschen. 850 Jahre Leipziger Messen. Leipzig 2014..

Diese Enwicklungen führten dazu, dass selbst so traditionsreiche Messestandorte wie Frankfurt/ Main, Frankfurt/ Oder oder Braunschweig bald keine Zukunft mehr in der Fortführung der überkommenen Marktform sahen und ihren traditionellen Messebetrieb mangels Nachfrage einstellten. Als einziger deutscher Messestandort konnte Leipzig sich behaupten. Dies lag zu einem nicht unerheblichen Teil daran, dass hier bereits um 1850 die ersten Manufaktur- und Spielwarenhändler begonnen hatten, ihr Geschäft nur noch auf der Basis von Muster und Bestellung zu betreiben. Diese neue Absatzstrategie führte dazu, dass entgegen dem allgemeinen Trend die Zahl der Aussteller weiterhin wuchs. 1885 waren zwar fast 400 Musterlagerverkäufer nach Leipzig gekommen, doch standen eine Reihe von Veränderungen an, um die Messe erfolgreich ins 20. Jahrhundert zu führen. Leipzig stellte sich dieser Herausforderung: Ein „Mess-Auschuss“ wurde gegründet, der auf der Basis einer umfangreichen Firmenbefragung ein Reformprogramm erarbeitete, das vom Rat der Stadt Leipzig zügig umgesetzt wurde. Den Wünschen der Messeteilnehmer folgend, wurde zum Abbau des Raummangels ein „Städtisches Kaufhaus“ eingerichtet, die Messdauer verkürzt und Hoteliers dazu angeregt, die Übernachtungspreise zu senken. Vor allem aber folgte man den Wünschen der Musterlagerverkäufer nach einem früheren Termin: Vom 4. bis zum 16. März 1895 fand erstmals eine sogenannte „Vormesse“ für die Warengattungen statt, die aufgrund ihrer enormen Sortimentsbreite oder ihres zerbrechlichen oder sperrigen Charakters für den Musterlagerverkauf prädestiniert erschienen. Hierzu zählten beispielsweise Geschirr, Metallwaren, Haushaltsgeräte, Musikinstrumente, Leder-, Kurz-, Holz- und natürlich auch Spielwaren. Der Erfolg dieser weltweit ersten offiziellen Mustermesse war durchschlagend. Nahmen schon im ersten Jahr 700 Aussteller teil, so wuchs ihre Zahl bis 1914 auf 4200. Im selben Zeitraum hatten private Investoren durch den Umbau vorhandener Messlokale und den Bau. moderner Messepaläste dazu beigetragen, die Infrastruktur der Messe entscheiden zu verbessern. Dank ihrer umfassenden Modernisierungsmaßnahmen, vor allem aber durch das Prinzip der Mustermesse revolutionierten die Leipziger Verantwortlichen das Messewesen. Leipzig zog nicht nur Aussteller und Einkäufer aus vielen Ländern Europas und aus Übersee an, sondern das Leipziger Beispiel fand auch international Nachahmer. Nicht zu Unrecht bezeichnete der französische Parlamentspräsident Edouard Herriot die Leipziger Mustermesse als „Mutter aller Messen“, die dem Prinzip folge, „das größte Geschäft mit den geringsten Mitteln, in der kürzesten Zeit und auf dem engsten Raum“ zu ermöglichen. Ungeachtet der Konkurrenzmessen nach Leipziger Vorbild, die während des Ersten Weltkriegs in London, Lyon und Bordeaux entstanden waren, stieg die Leipziger Messe in den 1920er-Jahren zur Weltgeltung auf. Hierzu trug vor allem auch bei, dass sich die Messe mit der Elektrotechnik, Radiotechnik, dem Maschinen- und Werkzeugmaschinenbau sowie der Baumesse neue Branchen erschließen konnte. Ab 1920 konnten sich die Unternehmen dieser zukunftsorientierten Wirtschaftszweige im Rahmen der „Technischen Messe“ auf dem neuen Messegelände am Völkerschlachtdenkmal präsentieren, während sich die traditionellen Branchen nach wie vor auf zahlreiche Messegebäude in der Innenstadt verteilten. 1927 stellten auf der Leipziger Frühjahrsmesse 10.106 Firmen aus, darunter befanden sich auch 1114 ausländische Firmen. Letzteres war nicht zuletzt ein direktes Resultat der weltweiten Werbekampagnen, mit der die Leipziger Messe über ihre zahlreichen Auslandsniederlassungen in den 1920er Jahren für sich warb. Kein anderer Messeplatz der Welt besaß damals eine ähnlich große Bedeutung.

Auch für die Spielwarenbranche war Leipzig das unumstrittene Handelszentrum. Zwar beschickten manche Händler und Hersteller auch andere Messestädte, doch in weit geringerem Umfang. So waren 1925 in Leipzig 835 mit Spielzeug handelnde Firmen präsent, in Frankfurt/ Main waren es im selben Jahr lediglich 49, in Köln 23 und in Königsberg 14.[2] Da viele Aussteller und Einkäufer schon seit langem beklagten, dass das riesige Angebot auf zu viele Messehäuser verteilt war, entstand ein großes, zentral gelegenes Messehaus für Spielwaren. Zur Frühjahrsmesse 1929 wurde der „Petershof" in der Petersstraße eröffnet, wo fast 250 Firmen auf modernen Präsentationsflächen ausstellen konnten. Diese Branchenkonzentration ermöglichte einen erheblich besseren Überblick über die Messeneuheiten. Im Gefolge der Weltwirtschaftskrise und bedingt durch die neue Messepolitik der Nationalsozialisten verlor Leipzig in den 1930er Jahren seine internationale Strahlkraft. Der freie, grenzüberschreitende Warenaustausch auf einem liberalen, international geprägten Messeplatz widersprach der Ideologie der Nationalsozialisten. Stattdessen schotteten sich die neu eingerichteten „Braunen Messen" vom Ausland ab. Sie waren als Leistungsschauen der deutschen, d. h. „arischen" Wirtschaft konzipiert. Firmen mit jüdischen Inhabern wurden vom Messebetrieb ausgeschlossen. Die „Braunen Messen" zielten vorrangig auf das deutsche Publikum ab und sollten nicht zuletzt auch dazu dienen, die Besucher im NS-Sinne zu beeinflussen. Unter der NS-Herrschaft konnte Leipzig seine Vorrangstellung als Messeplatz innerhalb Deutschlands zwar behaupten. Die Stadt wurde offiziell sogar zur „Reichsmessestadt" gekürt und die gezielte NS-Propaganda führte den Messen neue Besucherströme zu. Doch dieses „Sehpublikum" konnte nicht über das Ausbleiben der ausländischen Fachbesucher und den dadurch verursachten ökonomischen Bedeutungsverlust hinwegtäuschen. Schon im ersten Kriegsjahr wurden die Hallen der Technischen Messe für Rüstungszwecke requiriert. Die letzte Messe während des Kriegs fand im Herbst 1941 statt. Ab 1943 legten alliierte Luftangriffe weite Teile der Stadt in Schutt und Asche. Bei Kriegsende waren etwa 80 Prozent aller Messegebäude zerstört.

DIE LEIPZIGER „FRIEDENSMESSEN"

Vor dem Hintergrund des totalen Zusammenbruchs aller staatlichen Strukturen und der allgemeinen Not der unmittelbaren Nachkriegszeit, war es als starkes politisches Signal zu werten, dass bereits im Oktober 1945 eine viertägige „Musterschau Leipziger Erzeugnisse" durchgeführt wurde. Zwar hatte diese erste Messeaktivität nach dem Krieg nur regionale Bedeutung, doch war dahinter der dezidierte Wille der russischen Besatzungsmacht zu erkennen, möglichst schnell wieder an die weltberühmte Leipziger Messetradition anzuknüpfen. Ganz in diesem Sinn befahl der Chef der sowjetischen Militäradministration in Deutschland (SMAD), Marschall Wassili Sokolowski, im März 1946 „die alljährliche Durchführung der Leipziger Messe zu erneuern".[3]

---

[2] Katrin Sohl: Messe und Spielwarenhandel. In: Zwahr/ Topfstedt/ Bentele (Anm. 1) Bd. 1, S. 421- 430, Zahlenangaben S. 427.
3 Zitiert nach Leipziger Messe GmbH (Anm. 1), S. 82.

SPIELZEUG – ERNST GENOMMEN

Die fachlich fundierte Ausrichtung der DSZ wurde in den 1920er Jahren weiter intensiviert als mit Dr. Julius Menzel 1923 ein junger, vielseitig interessierter Geisteswissenschaftler in die Redaktion eintrat. Er hob die Deutsche Spielwaren-Zeitung endgültig auf das Niveau eines führenden Fachblatts.[11] Der geborene Nürnberger Julius Menzel (1894-1945) war von Kindesbeinen der Spielwarenbranche verbunden, sein Vater Karl Menzel arbeitete als Prokurist in einer Spielzeugfabrik. Nach einem Studium der Philosophie, Literatur und Kunstgeschichte in München und Erlangen promovierte der auch als Zeichner und Dichter begabte Student mit Auszeichnung über ein philosophisches Thema. Im Rahmen seiner gut zwanzigjährigen Tätigkeit für die Fachpresse erwarb sich Menzel einen hervorragenden Ruf als einer der besten Kenner der Branche. Mit der Übernahme der Chefredaktion 1926 ging eine grundlegende Modernisierung der Zeitschrift einher, die damals Leser in nicht weniger als 41 Ländern hatte. Die DSZ wurde zur Monatsschrift umgewandelt, erhielt ein neues Titelblatt, ganzseitige Farbseiten und besseres Papier. Ein neu eingestellter Grafiker gab sowohl den Anzeigen als auch dem redaktionellen Teil ein ansprechendes Gesicht, das sich am Geist der neuen Sachlichkeit orientierte. In inhaltlicher Hinsicht widmete sich Julius Menzel in seiner Zeitschrift, aber auch in eigenständigen Publikationen, vor allem Fragen der Gestaltung guten Spielzeugs und der Psychologie des Spielens. Große Beachtung fand seine für die Arbeitsgemeinschaft zur Förderung Deutschen Spielzeugs verfasste Abhandlung „Spielzeug – ernst genommen!“ (1938). Die Thesen dieser Denkschrift dienten auch als Grundlage für einen gleichnamigen, 1940 gedrehten Lehrfilm. Als Dozent am Psychologischen Institut der Nürnberger Handelshochschule richtete er ein Colloquium für Spielzeug ein und erforschte empirisch das Spielverhalten von Kindern und Erwachsenen. Noch während des Krieges schloss er das Manuskript einer umfangreichen „Erziehungskunde und Warenkunde des Spielzeugs“ ab, das allerdings. nie im Druck erscheinen sollte.[12] Am Wiederaufbau der Spielzeugindustrie und ihrer Fachpresse konnte Julius Menzel nicht mehr mitwirken: In den letzten Kriegstagen fiel er als amerikanischer Kriegsgefangener in Bamberg einem deutschen Tiefflieger-angriff zum Opfer. Zu den Zielen der DSZ gehörte es, die Spielzeugszene aktiv mitzugestalten. Geradezu revolutionär wirkte in diesem Zusammenhang ihr bereits 1911 geäußerter Vorschlag, in Nürnberg eine Spielwarenfachmesse zu etablieren.[13] Nürnberg habe als Zentrale der deutschen Spielwarenindustrie „den ersten Anspruch auf den Sitz einer Spielwarenmesse“, weshalb „eine Verlegung der Leipziger Messe, soweit diese für Spielwaren errichtet ist, nach Nürnberg anzustreben“ sei. Leipzig habe den Nachteil, dass die Aussteller auf viele verschiedene Messhäuser und Hotels verstreut seien. Nürnberg hingegen besitze eine geeignete Ausstellungshalle im Luitpoldhain, wo alle Firmen ihre Angebote übersichtlich und an einem Ort konzentriert präsentieren könnten.

---

[11] Zu Julius Menzel vgl. den ausführlichen Nachruf von Ernst Wening, Geschäftsführer der Vereinigung Bayerischer Spielwaren- und Christbaumschmuckhersteller, in: Spielzeug-Lade. Heft 2 (August 1946), S. 30-32. Außerdem Deutsche Spielwaren-Zeitung. Heft 12 (Dezember 1939).

[12] Das Manuskript von 1943 verblieb beim Meisenbach-Verlag, für den Menzel gearbeitet hatte. Die Verlagsleitung plante 1951 die Herausgabe einer überarbeiteten Ausgabe, jedoch kam diese nie zustande

[13] Eine Spielwarenmesse in Nürnberg? In: Deutsche Spielwaren-Zeitung. Heft 12 (15. Juni 1911), S. 377-379.

Für die Stadt böte die Spielwarenmesse sicher einen „erfreulichen Zuzug auswärtiger Kaufleute und Interessenten“. Die umrisshaft skizzierte Idee kam offenbar vierzig Jahre zu früh, denn die kurzzeitig in der Lokal- und Fachpresse entflammte Diskussion hierüber schlief bald wieder ein. Der Messeplatz Leipzig war zu diesem Zeitpunkt, trotz häufig beklagter Mängel, allem Anschein nach alternativlos[14]. Wesentlich erfolgreicher waren Verlag und Redaktion in ihrem Bestreben, das tief verwurzelte Konkurrenzdenken innerhalb der Branche wenigstens auf regionaler Ebene durch die Bildung von Interessensvereinigungen zu überwinden. Schon im Januar 1911 stieß die DSZ eine intensive Diskussion an über Sinn und Zweck einer Verbandsgründung für die Nürnberg-Fürther Spielwarenindustrie. Mit zahlreichen Artikeln wurde fundamentale Überzeugungsarbeit geleistet, bevor schließlich fast zwei Jahre später im November 1912 tatsächlich die „Vereinigung der Spiel- und Metallwarenfabrikanten und verwandter Geschäftszweige von Nürnberg-Fürth und Umgebung“ mit Sitz in Nürnberg ins Leben trat. Die DSZ stellte sich in diesem Prozess nicht nur als Diskussionsplattform für ihre Leserschaft zur Verfügung, sie war zugleich Impulsgeber, Vermittler und Katalysator des Organisationsgedankens. Diese aktive Rolle und ihre weite Verbreitung ließen sie im Laufe der Jahre zum offiziellen Organ wichtiger Branchenverbände des In- und Auslands werden. Schon 1913 waren dies die Vereinigung der Spiel-und Metallwarenfabrikanten und verwandter Geschäftszweige von Nürnberg, Fürth und Umgebung sowie der Spielwarenhändler-Verband (Düsseldorf). Bis 1931 kamen die Vereinigung Deutscher Spielwarenhändler (Nürnberg), die Vereinigung Dresdner Spielwarenhändler (Dresden), der Verband Deutscher Zinnfiguren-Fabrikanten (Nürnberg), die Vereinigung Bayerischer Spiel- und Metallwaren-Fabrikanten (Nürnberg) und der Reichsverband Deutscher Spielwarenindustrieller (Nürnberg) hinzu. Auch zwei ausländische Verbände schenkten der DSZ ihr Vertrauen: der Verband schweizerischer Spielwarendetaillisten (Deutsche Schweiz) sowie der Niederländische Spielwarenhändler-Verband (Nederl. Bond van Speelgoedhandelaren, Amsterdam). 1928 ging Verleger Leo Goldstaub eine Interessengemeinschaft mit dem Berliner Verlag A. Seydel & Cie. ein, der mit der Gründung der höchst erfolgreichen Deutschen Buchgemeinschaft Verlagsgeschichte geschrieben hatte. Zur Begründung hieß es, dass nur mit diesem neuen Partner auch in Zukunft die Leistungsfähigkeit des Fachblattes gewährleistet werden könne. Druckort und Firmensitz war fortan Berlin. In Nürnberg, dem „geistigen Ort der DSZ“, verblieben Redaktion und Geschäftsstelle, allerdings nur noch bis 1934. In diesem Jahr kaufte der Berliner Verleger Paul Schönwald die DSZ. Julius Menzel schied aus der Redaktion aus, als diese nach Berlin verlegt wurde und wechselte zum „Wegweiser“. Nur eine Geschäftsstelle der DSZ verblieb noch in Nürnberg. Die Gleichschaltungspolitik des NS-Regimes brachte das Ende der unabhängigen Presse. Auch die beiden Fachblätter der Spielzeugbranche (DSZ und „Wegweiser“) blieben hiervon nicht ausgenommen. Sie wurden mehr und mehr zu Verlautbarungsorganen der neuen, berufsständisch umorganisierten Wirtschaftsverbände. Die Kulturpropaganda für Spielzeug wurde direkt aus dem Propagandaministerium gesteuert. Mit ihrer weiten Verbreitung und ihrem hohen Bekanntheitsgrad empfahl sich die DSZ als offizielle Zeitschrift der neuen Zwangsorganisationen des Handels und der Industrie.

[14] Vgl. Eine Spielwarenmesse in Nürnberg. In: Rundschau für Spielwaren. Heft 67 (10.7.1911), S. 891 f.

Die „Erste Leipziger Friedensmesse“ – so das programmatische Messemotto – fand vom 8. Bis zum 12. Mai 1946 statt. In fünf Innenstadt-Messehäusern und vier Hallen auf dem Gelände der Technischen Messe standen rund 3000 Ausstellern etwa 40.000 Quadratmeter Präsentationsfläche zur Verfügung. Die meisten Ausstellungsfirmen stammten aus der Region, doch waren immerhin auch mehr als 500 Firmen aus den Westzonen und Westberlin vertreten. Ähnlich sah es bei der Herkunft der etwa 170.000 Messebesucher aus. Mehr als 90 Prozent stammten aus der sowjetischen Besatzungszone, der Rest kam aus den Westzonen und zu einem verschwindend geringen Teil aus dem Ausland. Die geringe Anzahl westdeutscher Besucher war auch darauf zurückzuführen, dass viele Interessenten keine Einreisegenehmigung erhielten. Dennoch machte die Friedensmesse klar: Leipzig besaß das Potenzial, Brücken zwischen den Besatzungszonen zu schlagen, und die lange Zeit unterbrochenen Wirtschaftsbeziehungen zum Ausland wieder aufleben zu lassen. Nach offiziellen Angaben waren 213 Spielwarenanbieter auf der Messe präsent. Sie stammten nahezu ausschließlich aus den klassischen Spielzeugregionen Thüringen und Erzgebirge, wo die Produktion zum Teil schon im Sommer 1945 wieder angelaufen war. Dementsprechend dominierten Holzspielzeug und Spiele sowie Puppen, Puppenzubehör und Stoffspielwaren. Blechspielzeug war mit Ausnahme der renommierten Firmen Lehmann aus Brandenburg und Märklin aus Göppingen so gut wie überhaupt nicht vertreten. Keine einzige Firma der Nürnberg-Fürther Blechspielzeugindustrie stellte in Leipzig aus. Der Bedarf an Spielzeug sei „riesengroß“ stellte das Messeamt fest, fügte jedoch hinzu, dass „unmöglich alle Einkäuferwünsche gedeckt werden können, da aus Rohstoffgründen — das trifft für alle Spielwarengebiete zu, wobei für Thüringen noch Kohlenmangel hinzutritt — der Herstellung. scharfe Grenzen gesetzt sind.“[4] Zugleich wurde die Zuversicht geäußert, dass die Leipziger Friedensmesse dank ihrer traditionellen Vermittlerrolle zwischen Fabrikanten und Fachhandel zu einem „Meilenstein beim Neuaufbau der Spielwarenwirtschaft“ werde. Für Johann Adam Meisenbach, den Herausgeber der Fachzeitschrift „Spielzeug-Lade“, war die Leipziger Messe „eine riesenhafte, weithin sichtbare und überzeugende Demonstration des wirtschaftlichen Bedürfens innerhalb aller deutscher Besatzungsgebiete“.[5] In seinem Messebericht lobte er die bewundernswerte Leistung der Messeorganisatoren in Bezug auf die Ausstellungsgebäude, die Verpflegung und Unterkunft der Messebesucher sowie den Eisenbahnverkehr. Die allgemeine Rohstoffnot sei allgegenwärtig gewesen, weshalb „der Einkauf in Leipzig in weitem Umfang ein Austausch“ gewesen sei. Unüberhörbar sei aber vor allem der „einmütige Schrei aller Besucher nach Auflockerung der Zonengrenzen für einen innerdeutschen Wirtschaftsverkehr“ gewesen. Oder wie Hugo Buschmann, Präsident der Deutschen Verwaltung für Handel und Versorgung in der sowjetischen Besatzungszone, formulierte: „Daß mit dieser Messe ein weiterer Schritt zur Wiederherstellung der wirtschaftlichen Einheit Deutschlands getan wird, ist unsere Hoffnung und unser Wunsch.“[6]

[4] Leipziger Messeamt (Hrsg.): Leipziger Messe 8. bis 12. Mai 1946. Erste Leipziger Friedens-Messe. Leipzig 1946, S. 40.
[5] Leipzig – eine Riesendemonstration des Bedürfens. In: Spielzeug-Lade. Heft 1 (Juli 1946), S. 11 f
[6] Hugo Buschmann: Das Messe- und Ausstellungswesen in der sowjetischen Besatzungszone. In: Leipziger Messeamt (Anm. 4), S. 4.

Ein Jahr später hatte diese Hoffnung einen erheblichen Dämpfer erhalten, denn in der Zwischenzeit wies die politische Entwicklung mehr und mehr in Richtung deutscher Teilung. In der Sowjetzone hatte die erste Verstaatlichungswelle unmissverständlich klar gemacht, dass der Osten Deutschlands zu einer sozialistischen Planwirtschaft unter der Regie einer sowjetisch dominierten Staatspartei umgestaltet wurde. In den Westzonen schritt hingegen der Wiederaufbau auf privatwirtschaftlicher Basis voran. Die Umgestaltung der Westzonen zu einer marktwirtschaftlich geprägten, parlamentarischen Demokratie mit dezidierter Westbindung war in vollem Gange. Vor diesem spannungsgeladenen Hintergrund fand vom 4. bis 9. März 1947 die zweite Leipziger Nachkriegsmesse statt. Statistisch gesehen konnte sie mit einem beeindruckenden Aufwärtstrend aufwarten: Rund 5000 Aussteller trafen auf 270.000 Besucher, davon kamen 32.500 aus den Westzonen, 2507 aus dem Ausland. Fast ein Viertel der Aussteller war in den drei Westzonen beheimatet. Auch die Spielwarenbranche (inklusive Festartikel und Christbaumschmuck) war mit 367 Ausstellern, darunter 80 Firmen aus den westlichen Zonen, gut vertreten.[7] Neben den württembergischen Branchengrößen Steiff und Märklin waren erstmals auch wieder einige Handels- und Produktionsfirmen aus dem mittelfränkischen Raum präsent, unter ihnen die Vedes, Kölle & Raab und Alwin Beck. Nach wie vor fehlten jedoch die wichtigsten Vertreter der ausschließlich für den US-Export arbeitenden Nürnberg-Fürther Blechspielwarenindustrie. So bestimmten hauptsächlich die thüringischen und sächsischen Hersteller von Holzspielzeug und Puppen das Bild der Branche. Die Leipziger Frühjahrsmesse des Jahres 1947 war noch eine durchaus gesamtdeutsche Messe. Aufmerksamen Besuchern entging jedoch nicht, dass sich trotz des quantitativen Wachstums Manches zum Schlechteren gewendet hatte. „Imposant! Aber so geht es nicht!“ urteilte dieFachpresse und zog „die Notwendigkeit und Lebenswichtigkeit der Leipziger Messen für das gesamte restliche Deutschland unter den derzeitigen Umständen leise und wehmütig in Zweifel“. Beklagt wurde u. a. die schleppende Abfertigung der aus den Westzonen anreisenden Besucher, das kaum gestiegene Warenangebot, katastrophale Verkehrsverhältnisse, mangelnde Unterkunftsmöglichkeiten und die völlige Überfüllung der Messehäuser, die einen geordneten Geschäftsbetrieb nahezu unmöglich machten. Vor allem aber wurde bemerkt, dass sich bei vielen privaten Ausstellern der Ostzone eine große Niedergeschlagenheit und Hoffnungslosigkeit breitgemacht hatte, da die verstaatlichten Betriebe bei der Versorgung mit Rohstoffen gezielt bevorteilt wurden. Das skeptische Fazit: „Die Frühjahrsmesse 1947 führt deutlichst die Gefahr vor Augen, daß sich die Ostzone schon in Kürze mit den Westzonen kaum mehr wird wieder vereinigen lassen.“ In diesem Falle werde dann Leipzig „nicht mehr *die* 74 Messe-Stadt sein, und es werden in den Westzonen Ersatzmessen an den verschiedensten Plätzen … hervorgerufen werden“.[8].

[7] Zahlenangaben nach Spielzeug-Lade. Heft 2 (Februar 1947), S. 26; Heft 4/5 (April/Mai 1947), S. 54 und S. 59.
[8] J. A. Meisenbach: Die Leipziger Frühjahrsmesse 1947: Imposant! Aber so geht es nicht! In: Spielzeug -Lade, Heft 4/5 (April/Mai 1947), S. 53-58, Zitate S. 57 und 58.

Diese Einschätzung sollte sich nur zu bald bewahrheiten. Spätestens mit der Gründung der beiden deutschen Staaten 1949 war die politische und wirtschaftliche Teilung des unter alliierter Kontrolle stehenden deutschen Wirtschaftsgebiets besiegelt. Die Grenze zwischen den beiden großen Machtblöcken mit ihren konträren Wirtschafts- und Gesellschaftsordnungen zog sich nun quer durch Deutschland. Aus dem innerdeutschen Handel war im Prinzip ein Außenhandel geworden. Im Westen traten Städte wie Hannover, Frankfurt und Köln mit der Etablierung neuer Messen und Messetypen das Erbe Leipzigs an. Offenbach wurde zum Fachmessezentrum für die Lederwarenindustrie. Nürnberg entwickelte sich rasch zum führenden Messeplatz für die westdeutsche, später dann für die weltweite Spielwarenbranche. Die Leipziger Universalmesse hingegen stand spätestens mit der Umwandlung des Messeamtes in einen volkseigenen Betrieb 1950 vollständig unter dem Diktat der Wirtschafts- und Handelspolitik der DDR. Nach dem Ende des freien Messeverkehrs hatte sie eine neue Rolle zu erfüllen: Sie war das propagandistisch genutzte „Schaufenster des Sozialismus“ und entwickelte sich mit den Jahren zur zentralen Drehscheibe des Handels zwischen Ost und West. In dieser Funktion diente die Leipziger Messe als wichtiges Forum der Kommunikation zwischen hochrangigen Politikern und Wirtschaftsvertretern aus Ost und West.

HANNOVER – ERFOLG DURCH EXPORT

Hannover zählte bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs nicht zu den deutschen Messestädten. Zwar waren hier im 19. Jahrhundert zahlreiche Gewerbe- und Fachausstellungen abgehalten worden, doch eine Messetradition wie in den beiden Frankfurts, in Leipzig oder Braunschweig hatte es in Hannover nie gegeben. Die Stadt besaß bei Kriegsende weder ein Messegelände noch das Know-how einer Messegesellschaft noch die Verkehrsinfrastruktur oder die Übernachtungskapazitäten für Großereignisse wie eine Messe. Viele Hersteller scheuten sich außerdem infolge der Aufhebung des Patent- und Musterschutzes, neue Erzeugnisse öffentlich vorzuführen. Der Handel war durch das Bezugscheinsystem und den allgemeinen Währungsverfall gelähmt. Zudem war anfangs noch nicht abzusehen, ob die Teilung Deutschlands in Besatzungszonen von längerer Dauer sein würde. Leipzig schien deshalb prädestiniert, wieder zum zentralen Messeplatz Deutschlands aufzusteigen, zumal die sowjetische Militäradministration mit der Durchführung der „Ersten Leipziger Friedensmesse“ schon im Frühjahr 1946 die alte Tradition hatte wieder aufleben lassen. All dies erklärt, warum von westdeutscher Seite aus zunächst keine Initiative zur Gründung neuer Messen ausging. Anders die Alliierten: Nach einer Absage aus der ursprünglich favorisierten Messestadt Düsseldorf, ordnete der Oberbefehlshaber der britischen Zone, General Brian . Robertson, in Abstimmung mit dem amerikanischen Oberbefehlshaber, General Lucius D. Clay, im April 1947 an, dass am 18. August desselben Jahres eine Exportmesse in Hannover zu eröffnen sei. Dahinter stand die Überlegung, dass nur durch die Ankurbelung des Exports die Devisen erwirtschaftet werden konnten, die zur Bezahlung der Versorgung der deutschen Bevölkerung mit importierten Lebensmitteln, Rohstoffen und Fertigwaren nötig waren. Deutschland müsse, so der britische Militärgouverneur, „in der denkbar kürzesten Zeit für seinen Unterhalt selbst aufkommen.“[9] Ein weiterer Gedanke war politischer Art: Hannover sollte nach dem Willen der Briten eine Art Gegengewicht zu der „roten Propaganda-Messe“ in Leipzig darstellen und sie „sowohl in Qualität als auch in Leistung und Zuverlässigkeit in den Schatten stellen“.[10]

---

[9] Zit. nach Christiane Fritsche: Schaufenster des „Wirtschaftswunders“ und Brückenschlag nach Osten. Westdeutsche Industriemessen und Messebeteiligungen im Kalten Krieg (1946-1973). München 2008, S. 167.
[10] Ebenda, S. 168.

Auf diese Weise sollte die neue Messe als politisches Instrument in der zunehmenden Konfrontation der einstigen Kriegsverbündeten eingesetzt werden und das Tor zur Weltwirtschaft wieder öffnen. Zur Durchführung der Messe wurde die „Deutsche Messe- und Ausstellungs-AG“ mit dem Land Niedersachsen und der Stadt Hannover als Hauptaktionären gegründet. Die britische Militäradministration ließ den Organisatoren materielle und ideelle Unterstützung zukommen. In einem deutsch-britischen Kraftakt gelang es, innerhalb von nur vier Monaten die Fabrikhallen der ehemaligen Vereinigten Leichtmetallwerke in Hannover-Laatzen messetauglich zu machen. Zur Messe eingeladen waren alle teilnahmewilligen Firmen aus den acht Ländern der Bizone und aus West-Berlin, die exportfähige Güter produzierten. Fast 1300 Unternehmen stellten schließlich zwischen dem 18. August und dem 7. September in Laatzen aus. Die meisten Aussteller kamen aus der britischen Zone, aus Bayern und Württemberg-Baden stammten hingegen nicht einmal zehn Prozent. Die größte Warengruppe war Textil und Bekleidung (293 Firmen), gefolgt von 211 Firmen aus dem Warenkonglomerat Musikinstrumente, Spielwaren, Sportartikel, Schmuck und Galanteriewaren. Mehr als 20.000 ausländische Besucher, darunter ca. 4000 „echte Kaufinteressenten“, besuchten die Messe und orderten Waren im Gesamtwert von 35,6 Mio. Dollar.[11] Neben dem durchaus zufriedenstellenden geschäftlichen Ergebnis (die Abschlüsse entsprachen etwa einem Viertel der Jahresexporte der Bizone) war der psychologische Effekt der „Messe im Grünen“ nicht zu unterschätzen. Nicht weniger als 740.000 Besucher strömten durch die vor der Stadt gelegenen Messehallen und konnten sich kaum sattsehen an den Schätzen der „blank geputzten Schaufenster der beiden Westzonen“ (Die Welt). Kaufen durften sie auf der Messe nichts, doch sie sahen, dass Teile der deutschen Wirtschaft schon wieder erstaunlich leistungsfähig waren. Vor allem bekamen sie aber eine Vorahnung davon, was vielleicht eines nicht zu fernen Tages auch für den Normalverbraucher wieder erschwinglich sein würde. Die britischen Verantwortlichen zogen aus dem Verlauf dieser ersten Exportmesse jedenfalls zwei wichtige Erkenntnisse: „Man muss nunmehr anerkennen, daß ein Wiederaufbau Europas ohne Deutschland unmöglich ist und daß allein der Export die deutsche Wirtschaft wieder auf eigene Füße stellen kann.“[12] Spielwaren zählten seit jeher zu den besonders begehrten deutschen Artikeln im Ausland. So nimmt es nicht wunder, dass auf der ersten Hannoverschen Exportmesse diese Branche mit 71 Teilnehmern verhältnismäßig gut vertreten war. Wegen ihrer exklusiven Produktionsverpflichtungen für die Vereinigten Staaten war zwar die Nürnberg-Fürther Spielwarenindustrie nicht in Hannover präsent. Doch für Markenfirmen von internationalem Ruf wie Märklin, Steiff, Walther & Co., Kindler & Briel oder die Rheinische Gummi- und Celluloidfabrik war die Teilnahme an der Exportmesse 1947 selbstverständlich. Die restlichen Aussteller der Spielwarenbranche stammten überwiegend aus der britischen Zone. Unter ihnen befanden sich etliche Flüchtlings-Betriebe, vor allem aus Schleswig-Holstein und Hamburg, die erst vor Kurzem die Produktion von Spielwaren aufgenommen hatten.

[11] Zahlenangaben nach Max Walter Clauss: Treffpunkt Zukunft. Die wirtschaftliche Entwicklung im Spiegel der Hannover-Messe. Düsseldorf/ Wien 1984, S. 22 f.; Deutsche Messe- und Ausstellungs-AG (Hrsg.): Der Erfolg der Exportmesse Hannover 1947. Ergebnisse-Erfahrungen-Wertungen. Hannover 1948, S. 8..

[12] So General Draper und Sir Cecil Weir gegenüber der BBC. Zit. nach Clauss (Anm. 12), S. 25..

Was von vielen Marktteilnehmern im Vorfeld als gewagtes Experiment gesehen worden war, erwies sich unter dem Strich als „geglücktes Unternehmen“, das für die Wiederbelebung der Spielzeugbranche „keine geringe Bedeutung“ hatte, befand die Fachpresse: „Wir können ohne jede politische oder zonale Tendenz vorläufig, ja‘ zu dieser Einrichtung sagen. Wie lange sie ihre Daseinsberechtigung haben wird, hängt einzig und allein von der wirtschaftlichen und außenpolitischen Entwicklung ab.“[13] Die Messeverantwortlichen waren ebenso zufrieden mit dem Erfolg des Hannoveraner Messeexperiments wie die alliierten Behörden, sodass nach einer kritischen Rückschau beschlossen wurde, im Frühjahr 1948 erneut nach Hannover einzuladen. Die zweite Exportmesse fand vom 22. Mai bis zum 6. Juni 1948 statt. Sie stand unter dem Eindruck der bereits anlaufenden Finanzhilfe im Rahmen des europäischen Wiederaufbau-Programms (Marshall- Plan) und der unmittelbar bevorstehenden Währungsreform in den Westzonen. Trotz eines Generalstreiks wegen der schlechten Ernährungslage im Frühjahr konnten mehrere neue Hallen auf dem Messegelände errichtet werden, sodass 1948 den insgesamt 2334 Ausstellern bereits 55.000 Quadratmeter gedeckte Ausstellungsfläche und 11.000 Quadratmeter Freifläche zur Verfügung standen. Die hochgesteckten Erwartungen für das Exportgeschäft erfüllten sich nicht. Es kamen nicht nur weniger ausländische Kaufinteressenten (2900), auch die Höhe der Exportabschlüsse (ca. 15 Mio. Dollar) lag deutlich unter dem Volumen des Vorjahres.[14] Das hochbürokratische Außenhandelsverfahren der JEIA („Jeder Export jänzlich ausjeschlossen“ interpretierte Berliner Witz die Anfangsbuchstaben dieser Institution) und der Dollarmangel vieler ausländischer Einkäufer erwiesen sich als sehr hinderlich für den Export. Auch die Spielwarenbranche war diesmal nicht recht zufrieden mit dem Verlauf der Messe. Der größere Teil der einschlägigen Aussteller war in einer provisorischen Zelthalle am Rande des Messegeländes untergebracht. Der Rest war auf verschiedene andere Gebäude verteilt. Wegen des mangelnden Platzangebots hatte die Zahl der teilnehmenden Firmen gegenüber dem Vorjahr auch nur unwesentlich zugenommen. Unter den 74 Ausstellern befanden sich nach wie vor keine Nürnberg-Fürther Hersteller, doch immerhin führten einige neu hinzugekommene fränkische Exporthäuser (Georg Meyer, Georg Kynast, Gebrüder Eckardt, C. F. Eckhardt, Krüger & Co.) Blechspielwaren in ihrem Sortiment. Manche der jungen Firmen aus Norrddeutschland waren nicht mehr anwesend, die Zahl der altbekannten Markenfirmen hatte hingegen zugenommen.[15]

[14] 14 Zahlen nach Clauss (Anm. 12), S. 26-28.

[15] Vgl. die entsprechenden Einträge im Messekatalog: Deutsche Messe- und Ausstellungs-AG Hannover (Hrsg.): Amtliches Messe-Adressbuch der Exportmesse Hannover 22. Mai – 6. Juni 1948. Hannover 1948.

Unter diesen befanden sich nun beispielsweise:

- Käthe Kruse (Bad Pyrmont, Donauwörth)
- Rheinische Gummi- und Celluloidwarenfabrik, US-Administration (Mannheim-Neckarau)
- „Cellba“ Celluloidwarenfabrik (Babenhausen)
- O. u. M. Hausser, Spielwaren und Christbaumschmuck (Neustadt)
- Puppenfabrik Maar, Mönchröden
- F. W. Müller Kindernähmaschinen (Berlin)
- Franz Schmidt Spieleverlag (München)
- Carl Sieper Kindernähmaschinen (Gevelsberg, Westfalen)
- Margarete Steiff Stoffspielwaren (Giengen)
- Wiking-Modellbau (Berlin und Buer)
- Gebr. Märklin & Cie. (Göppingen)

Nach offiziellen Angaben des Messeamtes tätigten die anwesenden Spielwarenfirmen lediglich Abschlüsse in Höhe von ca. 35.000 Dollar, ein bescheidenes Ergebnis angesichts des hohen Aufwands für die ausstellenden Firmen. Im Sektor Spielwaren hatte die Messe ohnehin eher lnlands-Charakter. Etliche Aussteller gaben freimütig an, sie seien nicht auf der Messe um zu exportieren, sondern weil sie „jede Möglichkeit wahrnehmen möchten, um noch vor der Währungsreform mit dem lnland vermehrt ins Geschäft zu kommen.“[16] Angesichts dessen stellte die Fachpresse nicht zu Unrecht die Frage, ob es nicht „bessere Wege gäbe den Export zu fördern, als Exportmessen, die nur zum geringen Teil ihren Bestimmungszweck zu erfüllen in der Lage sind.“[17] Im Gegensatz zu 1948 stand die dritte Exportmesse Hannover im Jahre 1949 unter einem günstigeren Stern. Die wirtschaftliche Stabilisierung nach der Einführung der DM, erleichterte Exportbestimmungen und eine erheblich gesteigerte Industrieproduktion bildeten die Rahmenbedingungen für diese Messe. In Übereinkunft mit dem neu gebildeten Ausstellerbeirat wurde die Exportmesse in eine allgemeine Mustermesse und eine technische Messe geteilt, die nacheinander im April bzw. Mai 1949 durchgeführt wurden. Die Gesamtzahl der Aussteller stieg auf 2900 Firmen. Die Teilnehmerzahl aus der Spielwarenbranche stagnierte hingegen und blieb deutlich hinter der Zahl zurück, die auf der Frankfurter Herbstmesse 1948 ausgestellt hatte.[18] Schon mit der dritten Messe in Hannover kristallisierte sich heraus, dass die Stadt auf dem besten Wege war, *die* deutsche Messestadt zu werden. Anspruch der Messegesellschaft war es, sich als „zentraler Marktplatz der Bundesrepublik“ zu etablieren, der allen Zweigen der Industrie offenstand.[19] Diesem Selbstverständnis entsprechend wurde die bisherige Exportmesse 1950 in „Deutsche Industrieausstellung“ umbenannt. Tatsächlich sahen zahlreiche Wirtschaftsverbände im Messeplatz Hannover nicht zuletzt aufgrund der fast unbegrenzt erscheinenden räumlichen Erweiterungsmöglichkeiten die besten Entwicklungschancen für die Zukunft. Angesichts der wirtschaftlich ungesunden Konkurrenz zwischen den verschiedenen Messe- und Ausstellungsangeboten empfahlen sie ihren Mitgliedsfirmen, sich mit ihren Ausstellungsaktivitäten auf Hannover zu konzentrieren.

---

[16] Exportmesse 1948 Hannover. In: Spielzeug-Lade. Heft 3/4 (Juni/Juli 1948), S. 40 f.
[17] Ebenda, S. 41.
[18] Am Ende steht der Dollar! – Exportmesse Hannover. In: Das Spielzeug. Heft 5 (Mai 1949), S. 152 f.
[19] Zit. nach Fritsche (Anm. 10), S. 235.

Ganz in diesem Sinne mahnte auch der 1949 in Frankfurt neu gegründete Messe- und Ausstellungsausschuss der deutschen Wirtschaft (AUMA) ein Ende der Zersplitterung des Messewesens an: „Wir bitten um eine kritische Einstellung gegenüber den gleichsam am Fließband fabrizierten Ausstellungen und Messen und fordern die Ablehnung derjenigen Veranstaltungen, die wirtschaftlicher Vernunft widersprechen. Anlässlich der Eröffnung der Kölner Herbstmesse habe ich gesagt, dass die Wirtschaft, also Aussteller wie Besucher, sich schon aus Gründen der Kosteneinsparung einfach weigern sollten, Messen und Ausstellungen zu besuchen, die keinen anderen Zweck haben können, als bestenfalls den Säckel der Veranstalter zu füllen. Die Kosten einer Messe trägt nämlich nicht die Messegesellschaft, die eine Messe veranstaltet, oder gar die Stadt, die sie beherbergt, sondern die Kosten trägt, das muss einmal ganz deutlich gesagt werden, einzig und allein die Wirtschaft, und deshalb sollte auch sie bestimmen, ob, wann und wo Messen und Ausstellungen erwünscht und notwendig sind."[20] Zu diesem Zeitpunkt hatten vorausschauende Vertreter der Spielwarenindustrie und des Handels bereits die Initiative ergriffen. Unzufrieden mit den bisherigen Nachkriegsmessen in Leipzig, Hannover, Köln und Frankfurt hatte die Arbeitsgemeinschaft Spielwarenindustrie im Mai 1949 beschlossen, eine eigene Spielwarenfachmesse ins Leben zu rufen. „Im Frühjahr 1950 findet in Nürnberg, der Metropole unserer Industrie, die Spielwaren-Fachmesse statt“, schrieb ein Branchenvertreter in einer Rückschau auf drei Jahre Exportmesse in Hannover. „Trotzdem wird ein großer Teil der Spielwaren-Industrie der Deutschen Industrie-Messe in Hannover treu bleiben.“21 Diese Vermutung erwies sich als falsch: Schon 1950 hatte sich die Ausstellerzahl aus der Welt des Spielzeugs mehr als halbiert. Fünf Jahre später war keine Spielwarenfirma mehr auf der Deutschen Industriemesse in Hannover vertreten.

KÖLN – MACHT AM RHEIN

Köln war im Hochmittelalter eine der gewerbe- und handelsreichsten Städte des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation.[22] Als Zentrum eines politisch einflussreichen Erzbistums und durch seine Lage am meist befahrenen Strom Deutschlands besaß die Hansestadt Köln eine herausragende wirtschaftliche Bedeutung im europäischen Handel mit Nahrungs-und Genussmitteln, Textilien und Metallwaren. Aufgrund des vom Erzbischof 1259 verliehenen Stapelrechts mussten alle die Stadt passierende Waren drei Tage lang auf den heimischen Märkten angeboten werden. Am Rheinufer entstanden auf drei Kilometern Länge umfangreiche Speicher- und Marktbauten, in denen verschiedenste Güter – nach Warengruppen getrennt – gelagert und verkauft wurden. Da hier im Grunde eine umfangreiche ständige Warenmusterschau bestand, spielten die kaiserlichen Privilegien, die der Stadt seit Mitte des 14. Jahrhunderts die Abhaltung von zwei Messen im Frühjahr und Herbst gestatteten, eine untergeordnete Rolle. Kölner Messen hatten lediglich regionalen Charakter und fanden schon ab Mitte des 15. Jahrhunderts nicht mehr statt.

[21] Deutsche Messe- und Ausstellungs-AG (Hrsg.): 3 x Exportmesse Hannover. 1947-1948-1949. Hannover 1949, S. 57.

[22] Allgemeine Informationen zur Geschichte des Messestandorts Köln in Wilhelm Döring: Handbuch der Messen und Ausstellungen, Darmstadt 1956, S. 46-53. Zur neueren Geschichte der Kölner Messen: Hermann Josef Taepper: Die Kölner Messe 1924 – 1949. Köln 1949; Marcus Schüller: Wiederaufbau und Aufstieg der Kölner Messe 1946-1956. Stuttgart 1999; Edmund Tandetzki/ Albert Kock: 75 Jahre Kölner Messe. Von der rheinischen Messe zum Welthandelsplatz. Frankfurt am Main 1999.

Trotz ihrer anhaltenden Wichtigkeit als *Handelsstadt* erreichte Köln als *Messestadt* nie annähernd die Bedeutung, wie sie Frankfurt und Leipzig gewinnen konnten. Mit dem Ende des Alten Reichs und der Besetzung durch napoleonische Truppen verlor Köln zu Beginn des 19. Jahrhunderts sein Stapelrecht und seine politische Selbstständigkeit. 1815 wurden die Stadt und das ehemalige fürstbischöfliche Territorium dem preußischen Königreich einverleibt. Während des 19. Jahrhunderts versuchten Kölner Handels- und Industriekreise mit mehr oder weniger großem Elan, den Messegedanken in neuer Form wiederzubeleben. Die preußische Regierung versagte jedoch allen Projekten dieser Art ihre Unterstützung. Erst nach dem Ende des Kaiserreichs gelang es, eine moderne Mustermesse in Köln zu etablieren

NEUBEGINN IM MESSEFIEBER

In den Krisenjahren zu Beginn der Weimarer Republik sahen zahlreiche Städte und Wirtschaftsvereinigungen in der Abhaltung von Messen und Ausstellungen ein probates Mittel der Wirtschaftsförderung. Die Zahl derartiger Veranstaltungen stieg von zehn im ersten Friedensjahr 1919 auf nicht weniger als 112 im Jahre 1924.23 In Analogie zum zeitgleichen Verfall der Währung sprach man damals von „Messeinflation“ und „Messefieber“. Viele dieser neuen Kleinmessen und messeähnlichen Veranstaltungen waren sehr kurzlebig. Zu den Neu- bzw. Wiedergründungen von Dauer und ökonomischer Potenz zählte neben Breslau (1918), Frankfurt/ Main (1919), Königsberg (1920) vor allem auch Köln. Hier fasste der Stadtrat im März 1922 auf Initiative von Oberbürgermeister Konrad Adenauer den Beschluss, zukünftig wieder Messen in Köln abzuhalten. Zur Planung und Durchführung dieser Veranstaltungen wurde kurz darauf eine Messe GmbH gegründet, an der die örtlichen Handels- und Handwerkskammern, Kölner Industrie- und Handelsverbände sowie die Gewerkschaften beteiligt waren. Innerhalb von nur zwei Jahren wurde am rechten Rheinufer ein Neubaukomplex aus mehreren Ausstellungs- und Veranstaltungshallen errichtet. Er entsprach allen Anforderungen an ein modernes Messegelände, war verkehrstechnisch gut angebunden und verfügte über große, unbebaute Erweiterungsflächen. Am 11. Mai 1924 wurde in Anwesenheit des Reichspräsidenten und des Reichskanzlers die erste Kölner Frühjahrsmesse eröffnet. 34.000 Quadratmeter Ausstellungsfläche standen zur Verfügung. Trotz ungünstiger politischer Rahmenbedingungen – Rhein und Ruhr waren noch immer von französisch-belgischen Truppen besetzt – wurde die erste Messe mit 2800 Ausstellern und rund 600.000 Besuchern ein großer Erfolg. Sie trug wesentlich dazu bei, dass sich Köln mit seinen Frühjahrs- und Herbstmessen zum zentralen, stark frequentierten Markt Westdeutschlands mit guten Kontakten zum benachbarten Ausland entwickelte. Ausgestellt wurden in den ersten Jahren alle Sparten von Konsum- und Investitionsgütern. Ab 1926 spezialisierte man sich jedoch auf Haushalts- und Wohnbedarf, Textilien und Möbel. Rechtzeitig zur Internationalen Presseausstellung 1928 erhielt das Messegelände durch umfangreiche Um- und Ausbauten nach den Entwürfen des Architekten und Stadtbaudirektors Adolf Abel ein neues Gesicht. Mit der „Pressa“ als erster Zeitungs- und Kommunikationsmesse der Welt erlangte der Messestandort Köln internationale Aufmerksamkeit. Nicht weniger als fünf Millionen Gäste besuchten die Präsentationen der 1500 Aussteller aus dem In- und Ausland.

[23] Holger Möller: Das deutsche Messe- und Ausstellungswesen. Standortstruktur und räumliche Entwicklung seit dem 19. Jahrhundert. Trier 1989, S. 33.

Während der NS-Zeit stand auch das Kölner Messegeschehen unter dem Diktat der nationalsozialistischen Ideologie. Der Messebetrieb wurde im Juni 1942 vollständig eingestellt. Ab 1939 dienten Teile des Geländes als Kriegsgefangenenlager und später auch als Sammelstelle für Kölner Juden vor ihrer Deportation in die Vernichtungslager des Ostens.

„KEINE MESSE DER ILLUSIONEN“

Nach dem Krieg unterlag es keinem Zweifel, dass die Kölner Messe als wirtschaftlicher Impulsgeber für den Wiederaufbau der schwer zerstörten Stadt neubelebt werden sollte. Schon 1946 wurde der Beschluss gefasst, die weitgehend zerstörten Messehallen wiederaufzubauen, im Jahr darauf wurde die Messe- und Ausstellungsgesellschaft neu konstituiert. Zwar favorisierte die britische Militäradministration Hannover als Messestadt ihrer Zone, doch gelang es, gegen alle Widerstände und Schwierigkeiten, vom 14. – 16. September 1947 in provisorisch hergerichteten Hallen die erste Kölner Nachkriegsmesse zu veranstalten. In Katalogvorwort beschreibt Messedirektor Hermann Josef Taepper anschaulich die damalige Zeitstimmung: „Die erste Kölner Messe nach dem Zusammenbruch spiegelt schärfer, als es früher eine Messe vermochte, unsere wirtschaftliche Lage wider. Auf Trümmern baut sie sich auf, und ringsherum beherrscht die Zerstörung das Feld … Die erste Kölner Nachkriegsmesse ist keine Messe der Illusionen … Den Ausstellern und Besuchern der Messe braucht man nicht zu sagen, warum sie hier zusammengekommen sind. Sie stehen mitten in den zwingenden Nöten der Gegenwart mit ihren Produktionsschwierigkeiten, ihrem Rohstoffmangel, ihren Kapazitätsbegrenzungen, Transportkrisen und der Währungsunsicherheit; sie wissen, daß die gegenwärtige Messe keine Konjunktur hervorzaubern kann und daß für ein großes Messegeschäft alle Voraussetzungen fehlen. Sie wissen aber auch, was für beide Teile die persönliche Fühlungnahme auf der Messe und die Anknüpfung neuer Beziehungen bedeutet. Die Erinnerung an die Vergangenheit weckt nicht nur Ressentiments, sondern löst auch wirtschaftliche Kräfte aus und gibt neuen Mut und neue Hoffnung in dem harten wirtschaftlichen Ringen, in dem jeder steht.“ Klar benennt Taepper auch, wie sich die Zukunft der deutschen Messelandschaft insbesondere im Hinblick auf Köln darstellen wird: „Die zentrale Stellung der Leipziger Messe wird nicht zu halten sein, und es wird die Aufgabe der regionalen Messen sein, wirtschaftliche Auffanghilfe zu leisten und für ihre Gebiete die Funktionen zu übernehmen, die sie früher der Leipziger Messe überlassen konnten. Für die künftigen Kölner Messen bedeutet das insbesondere, den Blick auf das benachbarte Ausland zu richten und jede Möglichkeit zu nutzen, nicht nur die früheren Verbindungen wiederherzustellen, sondern auch die wirtschaftlichen Austauschbeziehungen zu den westlichen Ländern mit allen Mitteln zu fördern, sobald ein internationaler Wirtschaftsverkehr für Deutschland möglich ist und in Fluß gebracht werden kann.“[24]

[24] Messe- und Ausstellungsgesellschaft mbH Köln (Hrsg.): Kölner Herbstmesse 1947. Amtlicher Führer und Aussteller-Verzeichnis. Köln 1947, S. 5 f.

Textilien sowie Haushaltswaren und Wohnbedarf standen im Mittelpunkt der nur dreitägigen Messe, die ausschließlich Konsumgüter präsentierte und von etwa 90.000 Personen besucht wurde. Unter den insgesamt 450 Ausstellern befanden sich auch 23 Firmen, die Spielwaren anboten. Unternehmen aus der amerikanischen Zone waren so gut wie überhaupt nicht vertreten. Die meisten Aussteller stammten von Rhein und Ruhr. Nach den großen Namen der Branche suchte man vergebens. Dies war nicht weiter verwunderlich, da die Kölner Region noch nie eine nennenswerte Spielzeugindustrie aufgewiesen hatte. Zudem war der Zeitpunkt sehr ungünstig, denn erst eine Woche zuvor hatte die mit Spannung erwartete Exportmesse in Hannover ihre Tore geschlossen. Bezogen auf die Spielzeugbranche war die erste Kölner Nachkriegsmesse lediglich von regionalem Interesse. Aufgrund der starken Ausstellernachfrage und des Platzmangels wurden schon 1948 die Konsumgütermessen im Frühjahr und Herbst in zwei aufeinanderfolgende Fachmessen mit den Schwerpunkten Haushaltswaren (darunter fiel auch Spielzeug) und Textilien/Möbel geteilt. Auch wenn immerhin 60, erneut fast ausschließlich aus der rheinisch-westfälischen Region stammende Spielwarenfirmen bei der Kölner Herbstmesse 1948 ihre Sortimente präsentierten: Spielzeug blieb nur eine Ergänzung des allgemeinen Angebots, zumal im selben Jahr mit der ersten Frankfurter Nachkriegsmesse gerade auf diesem Sektor ein sehr starker Konkurrent hinzugekommen war. Entgegen dem steilen Wachstumstrend – die Gesamtzahl der Aussteller verdoppelte sich gegenüber 1948 – verringerte sich 1949 die Zahl der in Köln ausstellenden Spielwarenfirmen auf 50. Heftige Kritik wurde daran geäußert, dass man sich kaum einen Überblick über das Spielzeugangebot verschaffen konnte, da die einschlägigen Stände über alle Messehallen verstreut waren. Zudem klagten manche Aussteller über „mangelnde werbetechnische Vorbereitungen und Tätigkeit des Messeamtes“, berichtete die Fachzeitschrift „Das Spielzeug“: „Sollte denn eine solche Organisation wirklich über die Kräfte des Messeamtes hinausgehen, oder fehlen die Fachleute?“[25] Die Beantwortung dieser Frage erübrigte sich recht bald, denn durch den großen Erfolg der Spielwarenfachmesse in Nürnberg wurde Köln als Messeplatz für die Spielwarenbranche obsolet.

FRANKFURT – ALTE GRÖßE, NEUER SCHWUNG

Aufgrund seiner verkehrsgünstigen Lage und als Sitz einer karolingischen Kaiserpfalz entwickelte sich Frankfurt am Main schon früh zu einem bedeutenden Güterumschlagplatz. Als erster deutscher Stadt verlieh Kaiser Friedrich II. Frankfurt bereits 1240 das Privileg zur Abhaltung einer Messe im Herbst. Die wachsende wirtschaftliche Bedeutung der Stadt führte schon 1330 zum Privileg einer zweiten Messe in der Fastenzeit. Kaufleute aus ganz Deutschland, Frankreich, Flandern und Oberitalien, aber auch aus dem nordosteuropäischen Raum, beschickten die Frankfurter Messen mit Waren aller Art. Besondere Bedeutung erlangte der Textilhandel, der Handel mit Wein, Lederwaren, kunsthandwerklichen Erzeugnissen sowie Gewürzen und orientalischen Luxuswaren. Nach Erfindung des Buchdrucks entwickelte sich die Stadt zudem zum unumstrittenen Mittelpunkt des europäischen Buchhandels.

[25] Die Kölner Herbstmesse. In: Das Spielzeug. Heft 10 (Oktober 1949), S. 347.

In engem Zusammenhang mit dem blühenden Fernhandel etablierten sich bedeutende Bankhäuser, sodass Frankfurt auch als Finanzplatz eine herausragende Stellung errang. Frankfurt war zu Beginn der Neuzeit der wichtigste Messeplatz Deutschlands. Martin Luther nannte die Stadt „das Silber- und Goldloch, dadurch aus deutschen Landen fließt, was nur quillt und wächst bei uns“.[26] Die Auswirkungen des Dreißigjährigen Kriegs und der Kriege Ludwigs XIV. trafen die Stadt im 17. Jahrhundert schwer, jedoch erholten sich die Frankfurter Messen zu Beginn des 18. Jahrhunderts wieder. Haupthandelsartikel waren Textilien, Schmuck, Uhren, Gewürze, Wein, Luxus- und Kriegsbedarf. Tendenziell nahm die Bedeutung der Frankfurter Messen jedoch ab. Die wirtschaftliche Erstarkung des deutschen Ostens und das Wachstum des Handels mit den osteuropäischen Ländern führten zu einer Verlagerung des Handels nach Osten. Leipzig übernahm im 18. Jahrhundert die Führungsrolle als bedeutendste Handels- und Messestadt Deutschlands. Wichtige Branchen wie der Handel mit Büchern und Rauchwaren wanderten von Frankfurt nach Leipzig ab. Frankfurt behielt jedoch seine Bedeutung als Banken- und Börsenplatz. Analog zu den neben Leipzig wichtigsten Messeplätzen Frankfurt/ Oder und Braunschweig, sanken auch in Frankfurt/ Main im Zeitalter der Industrialisierung die allgemeinen Warenmessen mit ihrem branchenübergreifenden, weitgefächerten Angebot in die Bedeutungslosigkeit ab. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurden sie gänzlich aufgegeben. Lediglich die Ledermesse konnte sich einigermaßen behaupten, da die Frankfurter Region traditionell ein Zentrum der Herstellung von Lederwaren war. Die Wandlung der Mainmetropole und ihrer Umgebung zu einer starken Industrieregion gab dem Messe- und Ausstellungswesen im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts neue Impulse. 1907 beschloss die Stadt, eine große Festhalle mit einem daran anschließenden Ausstellungsgelände zu errichten. An die Wiederaufnahme des traditionellen Messebetriebs war hierbei jedoch zunächst nicht gedacht. Stattdessen sollte die eigens gegründete Ausstellungs- und Festhallen-Gesellschaft thematisch orientierte Leistungsschauen für das breite Publikum durchführen. Beispielgebend hierfür war die Internationale Luftschifffahrt-Ausstellung, mit der 1909 das neue Gelände seiner Bestimmung übergeben wurde. Der Erste Weltkrieg führte zu einer strategischen Neuausrichtung, die der Neubelebung des Messegedankens einen zentralen Stellenwert für die weitere wirtschaftliche Entwicklung Frankfurts beimaß. Im November 1919 wurde die erste Internationale Einfuhrmesse durchgeführt, die hauptsächlich der Versorgung der Exportindustrie mit Rohstoffen und Halbfabrikaten aus dem Ausland dienen sollte. Ab dem Frühjahr 1920 fanden dann wieder regelmäßig zwei „Allround-Messen“ im Jahr statt. Der Schwerpunkt lag hierbei auf dem Textil- und Konsumgüterbereich. Veranstalter war die nun als „Messe- und Ausstellungs-GmbH“ firmierende alte Festhallen-Gesellschaft, die das Messegelände erweiterte und schrittweise den gestiegenen Anforderungen anpasste. Als wichtigste messetechnische Neuerung wurde das sogenannte „Frankfurter Prinzip“ eingeführt, nach dem die Aussteller nach Warengruppen gegliedert in eigenen Ausstellungsbereichen platziert wurden. Dies erleichterte Einkäufern und Besuchern die Orientierung über das Angebot vergleichbarer Waren erheblich.

[26] Zit. nach Wilhelm Döring: Handbuch der Messen und Ausstellungen. Darmstadt 1956, S. 33. Zur langen Tradition der Frankfurter Messen vgl. umfassend Rainer Koch (Hrsg.): Brücke zwischen den Völkern – Zur Geschichte der Frankfurter Messe. 3 Bände. Frankfurt/ Main 1991.

In wirtschaftlicher Hinsicht blieb die Entwicklung des Frankfurter Messewesens jedoch weit hinter Leipzig zurück. Unter dem Eindruck der Weltwirtschaftskrise wurden die regelmäßigen Frühjahrs- und Herbstmessen 1929 eingestellt. Kleinere Fachmessen und Ausstellungen. traten an ihre Stelle, bevor das gesamte Messe- und Ausstellungswesen durch die Nationalsozialisten im Sinne ihrer Ideologie umgestaltet wurde. Der wirtschaftliche Aspekt trat hinter den propagandistischen Zweck zurück.

DIE „DM-MESSE“

Beim Wiederaufbau der zu großen Teilen zerstörten Stadt sollte die Neubelebung der Messe eine wichtige Rolle spielen. Im Juli 1946 nahm die Messegesellschaft auf dem zu 95 Prozent zerstörten Messegelände wieder ihre Arbeit auf. Oberbürgermeister Walter Kolb gab die Parole aus: „Frankfurt soll wieder Messestadt werden!“[27] Geplant war die Durchführung einer allgemeinen Mustermesse bereits für den September 1947. Dieser Termin konnte jedoch aus verschiedensten Gründen nicht gehalten werden: Der Wiederaufbau der zerstörten Hallen dauerte wegen Materialknappheit und des extrem harten Winters 1946/47 länger als geplant. Zudem zog sich auch die Freigabe der vom US-Militär besetzten Messeareale in die Länge. Ein weiterer wichtiger Grund war, dass man die Auswirkungen der Währungsreform vom 20. Juni 1948 und der kurz darauf verhängten Berlin-Blockade abwarten wollte. Bereits Ende August 1948 fand gewissermaßen als Testlauf eine landwirtschaftliche Ausstellung statt. Am 3. Oktober schließlich wurde im Beisein des in Frankfurt residierenden Wirtschaftsdirektors der Bizone Ludwig Erhard die erste „Internationale Frankfurter Messe“ der Nachkriegszeit eröffnet. Fünf feste Hallen und 20 Großzelte mit insgesamt 35.000 Quadratmetern Ausstellungsfläche sowie 25.000 Quadratmeter Freigelände standen zur Verfügung. Von den insgesamt 1771 Ausstellern stammten 90 Prozent aus der amerikanischen und britischen Zone sowie jeweils fünf Prozent aus der französischen und sowjetischen Zone. Aus dem Ausland waren zwar lediglich 46 Firmen vertreten, doch war ihre Anwesenheit als klares Zeichen zu sehen, dass die neue Frankfurter Messe von Anfang an internationalen Anspruch erhob. In Anknüpfung an das in der Weimarer Republik eingeführte System präsentierten sich die in 32 Branchen gegliederten Ausstellergruppen gleichsam als Spezialmessen innerhalb des großen Messerahmens. Die Schwerpunkte des Angebots lagen auf dem Maschinenbau, auf Textil- und Rauchwaren, Haus- und Küchengeräten, Porzellan und Steingut. Die erste „DM-Messe“, wie sie damals häufig apostrophiert wurde, stieß auf großes Publikumsinteresse. Über 300.000 Besucher drängten sich in den Ausstellungshallen, obwohl die Messe Eintritt kostete und nur an zwei Tagen für die breite Öffentlichkeit zugänglich war. Das zahlreich erschienene „Sehpublikum“ bestaunte eine Warenfülle, die vor der Währungsreform kaum zu erahnen gewesen war und für die allermeisten Besucher unerschwinglich blieb. Auch wenn Abschlüsse im Wert von ca. 600 Millionen getätigt wurden: Die Nachfrage überstieg bei Weitem das Angebot und ließ noch viele Wünsche offen.

[27] Zit nach Messe Frankfurt GmbH (Hrsg.): Anfang Achtundvierzig. Ausstellung in der Kongreßhalle aus Anlaß der 75. Internationalen Frankfurter Messe vom 24.8.-1.9.1985. Frankfurt 1985, S. 103..

In messepolitischer Hinsicht war die „DM-Messe“ jedoch ein voller Erfolg: Der Wiedereinstieg Frankfurts in das Messewesen war gelungen. Frankfurt schickte sich an, zumindest in wichtigen Teilbereichen das Erbe Leipzigs anzutreten, auch wenn man den Konkurrenzgedanken – trotz des beginnenden Kalten Kriegs – seitens der Verantwortlichen nicht in den Vordergrund stellen wollte: „Wir sind keine Konkurrenz für Leipzig, aber Leipzig ist auch keine Konkurrenz für uns.“[28]. Für die Spielwarenbranche der Westzonen schien die erste Frankfurter Nachkriegsmesse eine gangbare und ausbaufähige Alternative zu Leipzig zu sein. Auch wenn manche Hersteller wegen des für das Weihnachtsgeschäft viel zu späten Termins skeptisch waren und bekannte Firmen wie Märklin, Steiff oder Käthe Kruse deshalb der Messe gleich fernblieben, gestaltete sich die Messe für die knapp 100 Aussteller in wirtschaftlicher Hinsicht sehr positiv. „Die kühnsten Erwartungen bezüglich des Messegeschäfts sind bei Weitem übertroffen worden“, berichtete die Fachpresse.[29] Wegen der anhaltenden Exportverpflichtungen waren kaum fränkische Blechspielzeughersteller vertreten, doch boten mehrere Nürnberg-Fürther Handelshäuser und einige Fabrikanten aus der Region wie die Gebr. Fleischmann (Eisenbahnen) oder Michael Seidel (Blechboote) lange vermisste Metallspielwaren an. Trotz aller Freude über den guten Messeverlauf war nicht zu übersehen, dass die Organisation noch viele Wünsche offen ließ. Die Liste der Klagen reichte von der Aufsplitterung der Spielwarenaussteller auf vier Zelthallen über die schlechte Standbeleuchtung, unzureichende sanitäre Anlagen und das mangelhafte Verpflegungsangebot bis hin zu dem Gedränge der Schaulustigen an den Publikumstagen, das ernsthafte Verkaufsgespräche nahezu unmöglich machte. Nichtsdestotrotz sprach manches dafür, dass Frankfurt für die Spielwarenbranche das neue Leipzig werden konnte. Frankfurt war für in- und ausländische Gäste zentral gelegen und hatte ein ausbaufähiges, leicht erreichbares Messegelände. Als Sitz der Verwaltung des Vereinigten Wirtschaftsgebiets und der Bank deutscher Länder hatte die Stadt eine große politische Bedeutung für die Westzonen: „Schon allein das sind Faktoren, die sich bei der leider immer mehr abnehmenden Bedeutung Leipzigs nicht verkennen lassen“, urteilte die „Spielzeug-Lade“. „Es darf erwartet werden, daß Frankfurt alle ähnlichen Veranstaltungen des Westens [Hannover und Köln, H.S.] übertreffen wird.“[30] An der Frankfurter Frühjahrsmesse vom 7. bis 12. April 1949 nahmen bei einer Gesamtzahl von über 2700 Ausstellern 120 Spielwarenfirmen teil. Allgemein wurde anerkannt, dass hier das breiteste Angebot ausgebreitet war, das es nach dem Krieg bislang zu sehen gegeben hatte. Die Messeleitung hatte sich bemüht, offenkundige Missstände der vorangegangenen Herbstmesse abzustellen. Statt der Zelthallen gab es zwar noch kein neues, zweckentsprechend ausgestattetes „Haus des deutschen Spielzeugs“, wie es von der Messeleitung in Aussicht gestellt worden war. Doch wenigstens war das Spielwarenangebot nun in einem umfunktionierten Schulgebäude am Rande des Messegeländes konzentriert. Der Fachhandel kam in großer Zahl zur Messe, jedoch ofenbarten sich durch die Nichtteilnahme namhafter Firmen wie Märklin oder Schuco empfindliche Lücken in der ausgestellten Produktpalette.

[28] Zit. nach Der Spiegel, 9. Oktober 1948, S. 17.
[29] Spielzeug-Lade. Heft 7 (Oktober 1947), S. 97.
[30] Ebenda.

Insgesamt gesehen mehrten sich im Frühjahr 1949 die kritischen Stimmen bei Industrie und Handel, welche die Interessen ihrer Branche auch in Frankfurt nicht angemessen vertreten sahen. Die Fachzeitschrift „Das Spielzeug“ brachte es auf die knappe Formel: „Wir sind weiterhin das Frankfurter Stiefkind.“[31] Spielwaren zählten eben auch in Frankfurt nur zu den kleinen der insgesamt 32 Warengruppen. Das Augenmerk der Messeveranwortlichen lag offenbar mehr auf anderen Konsumgütern wie Textilien, Haushaltswaren oder Schmuck. Zudem bemühten sie sich erfolgreich darum, wichtige Branchen, die seit Jahrhunderten mit Leipzig verbunden gewesen waren, nach Frankfurt zu ziehen. Zahlreiche Pelzverarbeitungsbetriebe hatten Leipzig in der Nachkriegszeit den Rücken gekehrt und sich im Frankfurter Kürschnerviertel in der Nähe des Messegeländes niedergelassen. Es lag nahe, für diese umsatzstarke Spezialbranche eine eigene Messe zu etablieren. Dies gelang bereits im April 1949 mit der Abhaltung der ersten Rauchwarenmesse. Auch der westdeutsche Buchhandel suchte und fand nach dem faktischen Wegfall der Leipziger Buchmesse einen Ersatz: Bereits im September 1951 fand in der Mainmetropole die erste Buchmesse statt. Im Grunde zeigten die Erfahrungen mit den neuen westdeutschen Messen in Frankfurt, Hannover und Köln, dass die Teilnahme an mehreren konkurrierenden Messen weder für den Handel noch die Industrie sinnvoll war. Wie in der Vorkriegszeit sollte eine Messe genügen, auf der sich alle relevanten Marktteilnehmer trafen, um ihre Geschäfte abzuwickeln. Leipzig kam angesichts der Teilung Deutschlands nicht mehr in Frage. Keiner der drei möglichen Alternativstandorte konnte jedoch wirklich überzeugen, was nicht zuletzt daran lag, dass Hannover, Frankfurt und Köln große Vielbranchenmessen waren, die auf die Bedürfnisse der relativ kleinen Spielzeugbranche zu wenig Rücksicht nahmen. Vor diesem Hintergrund wurden schon während der Frankfurter Frühjahrsmesse 1949 „Stimmen aus Industrie und Handel laut, die als Ersatz für alle allgemeinen Messen eine Fachmesse etwa in Nürnberg oder einem anderen Ort zu günstigem Zeitpunkt abgehalten sehen möchten.“[32] Im Nachgang zur Frankfurter Frühjahrsmesse konkretisierte die in Nürnberg ansässige „Arbeitsgemeinschaft Spielzeugindustrie des Vereingten Wirtschaftsgebiets“ bereits im Mai1949 die Idee einer Nürnberger Spielwarenfachmesse. Unter dem Vorsitz des Fürther Blechspielwarenfabrikanten Hans Mangold wurde der Plan vorgestellt, in den ersten Monaten des Jahres 1950 in Nürnberg eine derartige Fachmesse abzuhalten. Auch ein möglicher Standort wurde bereits benannt: das Wieseler-Haus des Nürnberger Bundes. Es wurde beschlossen, einen vorbereitenden Messe-Ausschuss zu gründen, dem auch die „auswärtigen Verbände“ angehören sollten. Der Geschäftsführer der Arbeitsgemeinschaft Ernst Theodor Horn wurde beauftragt, alle weiteren Schritte in die Wege zu leiten.[33] Mit der Unterstützung des Direktors der VEDES, Arno Drottboom, fasste das Führungstrio der Arbeitsgemeinschaft (Hans Mangold, Märklin-Chef Carl Gottfried Ehmann sowie Geschäftsführer Ernst Theodor Horn) während der Frankfurter Herbstmesse schließlich den endgültigen Beschluss zur Abhaltung einer Deutschen Spielwarenfachmesse in Nürnberg im Frühjahr 1950.[34]

[31] Das Spielzeug. Heft 10 (Oktober 1949), S. 348.
[32] Das Spielzeug. Heft 5 (Mai 1949), S. 143.
[33] Vgl. Mitteilung der Arbeitsgemeinschaft Spielzeugindustrie im Vereinigten Wirtschaftsgebiet. Sitzung der Arbeitsgemeinschaft am 19. Mai 1949 in Fürth. In: Das Spielzeug. Heft 6 (Juni 1946), S. 193.
[34] Vgl. Fritz Drescher: Die ersten 25 Jahre der Nürnberger Spielwarenmesse. Nürnberg 1976, S. 12. Drescher unterschlägt allerdings in seiner Darstellung, dass der Auftrag zur Vorbereitung der Spielwarenmesse 1950 bereits im Mai 1949 von der Arbeitsgemeinschaft Spielwarenindustrie erteilt worden war. Sicher waren die genannten vier Gründerväter aber die Persönlichkeiten, die die Idee entscheidend vorantrieben.

Über den Autor

Dr. Helmut Schwarz (5. September 1952 - 20. Februar 2022) war Wirtschaftshistoriker und leitete von 1994 bis 2014 das Spielzeugmuseum Nürnberg. Er modernisierte mit seinem Team das Haus, ergänzte den Kinderspielbereich, schuf den Museumsspielplatz mit Café und das virtuelle Depot. Außerdem setzte sich persönlich dafür ein, dass das Deutsche Spielearchiv aus Marburg in Nürnberg ein neues Zuhause fand. Zahlreiche Schriften zur Historie der Spielzeugindustrie entstammten seiner Feder.

Toy History – Die Anfänge der Spielwarenmesse

Dr. Helmut Schwarz recherchierte ab 2016 im Auftrag der Spielwarenmesse eG zur Unternehmensgeschichte. Insbesondere arbeitete er die Voraussetzungen und Faktoren heraus, die zur Gründung der Fachmesse in Nürnberg führten. Die von ihm abgeschlossenen Manuskripte veröffentlicht das Messeteam 2026 im Online-Magazin Spirit of Play anlässlich des 75. Jubiläums der Spielwarenmesse und würdigt damit einen bedeutenden Wissensbewahrer der deutschen Spielwaren- und Wirtschaftsgeschichte.

Zitiervorschlag

Schwarz, Helmut: Messegeschichte der Spielwarenbranche vor 1950, Manuskript vom Autor abgeschlossen im Januar 2017; posthum online veröffentlicht am 14. September 2026 in: Spirit of Play Online-Magazin. Spielwarenmesse Group, Nürnberg. Online: https://www.spielwarenmesse.de/de/magazin/toyhistory-helmutschwarz-messegeschichte/(Zugriff: DD. Monat YYYY).

Impressum

Herausgeber

Spielwarenmesse eG
Herderstraße 7
90427 Nürnberg

Telefon +49 911 99813-0
info@spielwarenmesse.de

Vertreten durch den Vorstand

Florian Hess
Jens Pflüger
Christian Ulrich (Sprecher des Vorstands)

Registergericht Nürnberg Gen-Reg. 43
UST-ID Nr. DE 133547027

Verantwortlich im Sinne des § 18 Abs. 2 Medienstaatsvertrag (MStV)

Christian Ulrich (Sprecher des Vorstands)
Spielwarenmesse eG
Herderstraße 7
90427 Nürnberg

Text

Dr. Helmut Schwarz

Redaktion und Konzeption

Kyra Berger, Lea-Marie Bann

Veröffentlichung

Spirit of Play Online-Magazin am 14 September 2026

Die Nutzungsrechte an den Inhalten dieses Fachartikels liegen ausschließlich bei der Spielwarenmesse Group. Nachdruck und Vervielfältigung des Werkes nur mit vorhergehender schriftlicher Genehmigung des Herausgebers.